

Zwischen den Stühlen oder auf dem richtigen Weg? Einige höchst subjektive Erfahrungen mit dem Dilemma, Gleichheit zu wollen und auf Differenz zu bestehen

Ehrig, Heike

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ehrig, H. (1994). Zwischen den Stühlen oder auf dem richtigen Weg? Einige höchst subjektive Erfahrungen mit dem Dilemma, Gleichheit zu wollen und auf Differenz zu bestehen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 18(3/4), 155-168.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249599>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Heike Ehrig

ZWISCHEN DEN STÜHLEN ODER AUF DEM RICHTIGEN WEG?

Einige höchst subjektive Erfahrungen mit dem Dilemma, Gleichheit zu wollen und auf Differenz zu bestehen

1. Einführung

Um verständlich machen zu können, worum es im folgenden gehen soll, bin ich zunächst zu einer Erläuterung gezwungen, was gleichzeitig schon einen Aspekt des thematisierten Dilemmas aufgreift: ich bin seit einem Unfall körperbehindert, allerdings ist diese Behinderung nicht auf den ersten Blick *sichtbar*. Da ich nicht von Geburt oder Kindheit an behindert bin, sondern erst als junge Frau behindert *wurde*, kenne ich zudem beide Formen des Lebensalltags – als körperlich nicht eingeschränkte, nicht hilfebedürftige Person und nun, seit etlichen Jahren, als Mensch, der in manchen Alltagsdingen Unterstützung braucht.

Da mein Behindertsein für meine Umgebung nicht unmittelbar zu erkennen ist, werde ich in der Regel zunächst als nichtbehinderte Frau eingeordnet, was oft zu Mißverständnissen, Fehleinschätzungen oder auch Ärgernissen führt, mich andererseits aber auch entlastet, da ich nicht mit dem stigmatisierenden Etikett ‚behindert‘ bedacht und entsprechend behandelt werde: Ich ernte nicht spontan mitleidige Blicke, erlebe nicht die mehr oder weniger verstohlene Neugier oder gar offene Diskriminierung. Unter meinesgleichen, also in der Behindertenszene, bin ich allerdings auch wieder ‚besonders‘ – hier gibt es für Leute wie mich die unschöne Bezeichnung ‚Luxuskrüppel‘.

Wohin gehöre ich denn dann eigentlich? Oder wozu *will* ich gehören?

Für mich war es ein langer und mühsamer Weg, mich selbst als ‚behinderte Frau‘ zu akzeptieren. Mein gesellschaftspolitischer Wunsch und anzustrebendes Ziel ist, daß Behindertsein als etwas Alltägliches, ‚Normales‘ betrachtet würde, daß das Leben für behinderte Menschen nicht durch so viele Erschwernisse von außen, sowohl durch

die konkreten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als auch durch das gängige Bewußtsein und Verständnis, zur *Behinderung* werden müßte. Ich fordere also – mit der Behindertenbewegung – gleiche Rechte, gleiche Chancen für und keine Diskriminierung von behinderten Menschen. Dies ist nun weder eine neue, noch eine umwerfende Feststellung, schließlich hat die Krüppelbewegung inzwischen auch mehr als zehn Jahre „auf dem Buckel“. Schwierig ist jedoch für mich immer wieder die Erfahrung und Notwendigkeit, gleichzeitig auf dem Anderssein, dem Besonderen und damit auf notwendiger Differenzierung im Handeln und Denken bestehen zu müssen. Über diesen Balanceakt zwischen dem Anderssein, dem Wunsch nach Akzeptanz und Normalität und auch dem Insistieren auf dem Unterschied soll es im folgenden gehen. Ich möchte mich mit einigen Facetten dieses Herumjonglierens im Alltag, mit widersprüchlichen Wünschen und Anforderungen, mit dem vielschichtigen und komplexen Problem, hier einen eigenen Weg zu finden und eigene Positionen selbstbewußt zu behaupten, auf der Grundlage meiner ganz persönlichen, subjektiven Erfahrungen auseinandersetzen.

2. Der ganz normale Alltag

Die banale Feststellung, daß Behindertsein das Leben nicht gerade erleichtert, dürfte nicht weiter erklärungsbedürftig sein. Wenn auch zeitweise in den Debatten der Behindertenbewegung in der verständlichen und dringend notwendigen Abgrenzung zu solch gefährlichen Positionen wie „Behinderung = Unglück, nicht lebenswertes Leben“ (vgl. hierzu beispielsweise die Diskussion um den Moralphilosophen Peter Singer) der Eindruck entstand, als sei das Leben mit Behinderung das reine Glück, möchte ich doch offen bekennen, daß mir in der Zeit vor meiner Behinderung nicht alles, aber doch vieles leichter war: ich hatte nicht diese oft schlimmen, verletzungsbedingten Schmerzen, vor allem aber war ich nicht wie jetzt in vielen Kleinigkeiten des Alltagslebens auf Hilfe angewiesen. Das soll nicht heißen, daß ich mein Leben nun als nur unglücklich empfinde, auf keinen Fall – aber ich habe mich auch nicht unbedingt „verbessert“. Ich erinnere mich auch noch gut, daß ich als Nichtbehinderte die ganz ‚normalen‘ Vorurteile gegenüber Behinderten im Kopf hatte. Behindertsein war – wenn es überhaupt jemals aus der allgemeinen Verdrängung ins Bewußtsein rückte – mit einem Makel behaftet, machte auch mir Angst.

So war es für mich ein langer und schmerzlicher Weg, mich nach dem Unfall mit meiner Behinderung abzufinden und mich selbst als behinderte Frau wahrzunehmen

und anzunehmen. Denn eigentlich war ich ja gar nicht so „richtig“ behindert, saß zum Beispiel nicht im Rollstuhl oder hatte spastische Lähmungen oder ... oder welche Klischees es so gibt. Auch meine Familie war deutlich erleichtert, daß – wenn ich schon behindert sein würde – man es jedenfalls nicht gleich sehen würde. So bestanden vielleicht doch noch vage Aussichten, daß ich auf dem weiblichen Konkurrenzmarkt als potentielle (Ehe-)Partnerin nicht völlig chancenlos sein würde. Allerdings blieb später auch mir die kränkende Erfahrung nicht erspart, daß die Angehörigen meines jetzigen Mannes mich zunächst nur mit großen Vorbehalten betrachteten und für „2. Wahl“ hielten. Ich will jedoch auch nicht verschweigen, daß ich selbst trotz aller theoretischen Erkenntnisse über das weibliche Rollenmuster und auch meiner feministisch geschulten und begründeten Kritik daran mich immer wieder schwergetan habe (und dies auch heute noch hin und wieder tue), mich von den gängigen Schönheitsnormen zu lösen und mich nicht an dieser Meßlatte zu orientieren. Nach vielen Jahren der harten, mühsamen, demütigenden und letztlich zwangsläufig doch immer aussichtslos bleibenden Versuche, mich der nichtbehinderten (Frauen-)Norm möglichst unauffällig anzunähern, habe ich gelernt, daß ich behindert *bin*, dies nicht ändern kann und genau so wahrgenommen und akzeptiert werden will! Ich bin nun eine „bekenkende Behinderte“!

Ein großes Problem war für mich das Zulassenkönnen meines Andersseins vor allem auch in der Frauenbewegung. Die neue Leitfigur der Powerfrau, die furchtlos und karategestärkt des Nachts durch die Männerviertel schreitet oder in völliger Unabhängigkeit das Möbelschleppen selbstverständlich und grundsätzlich eigenständig erledigt, würde für mich immer ein unerreichbarer Wunschtraum bleiben. Natürlich versuchte ich nach meinen Möglichkeiten – die körperliche Stärke war ja nur ein, wenn zugegebenermaßen auch beeindruckender, den Alltag ungemein erleichternder und wünschenswerter Aspekt – dem Ideal der selbstbestimmten, unabhängigen, bewußten Frau nachzueifern. Gleichzeitig merkte ich jedoch ständig, daß viele der diskutierten und als erstrebenswert erachteten Zielvorstellungen für mich nicht oder nur teilweise realisierbar waren oder in Frage kamen. Die notwendige Differenzierung nach unterschiedlichen Frauenleben und -bedürfnissen fand im Schwung der grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem Sexismus und den Strukturen, Normen und Rollenmustern der patriarchalen Gesellschaft nicht statt. Die Wahrnehmung von behinderten Frauen im übrigen bis heute nicht: wir wurden – ein Beispiel für viele – im ‚Aufruf zum Frauenstreik‘ schlicht vergessen. Und mit einem ‚Aufruf zum Aufruf zum Frauenstreik‘ mußten unsere nichtbehinderten Schwestern erst wieder an uns erinnert werden.

Auch wenn ich inzwischen also zu mir stehe, mache ich doch tagtäglich die Erfahrung, daß meine Umwelt mit mir als Behinderter wesentlich befangener umgeht. Da ich oft Leuten erklären muß, daß ich behindert bin – beispielsweise, wenn ich beim Einkaufen jemanden bitten muß, mir etwas aus einem hohen Regal herunterzuholen – erlebe ich zunächst Erstaunen, dann deutliche Verunsicherung, manchmal sogar Mißtrauen oder Zweifel, meist jedoch das eindeutige Zuordnen in eine minderwertige, makelbehaftete Kategorie und das Bestreben nach möglichst schneller Distanz. Jedenfalls ist es immer wieder mühsam und lästig – und auch kränkend, auf diesen meinen körperlichen Mangel hinweisen zu müssen, um die nötige Hilfe zu bekommen. So spüre und erlebe ich ständig, daß das Alltagsleben als vermeintlich Nichtbehinderte wesentlich einfacher ist und sich in der Kommunikation mit anderen deutlich unbefangener gestalten läßt. Dies ist natürlich eine Binsenweisheit, *wissen* tun wir das alle, doch die Verlockung, sich diesen Stress im täglichen Einerlei ersparen zu können, ist beachtlich. Aber verrate ich, wenn ich dieser Versuchung erliege, nicht mich – oder vielleicht sogar die Behindertenbewegung? Muß ich nicht zu mir stehen? Würde ich dann nicht die politischen Ziele nach Gleichbehandlung und Akzeptanz unterlaufen? So kann der vermeintlich wenig aufregende Alltagseinkauf zum Grundsatzkonflikt geraten ...!

Auch beim Schnack in der Kneipe, beim Kennenlernen von neuen Leuten oder KollegInnen tritt spürbare Verunsicherung auf, wenn sie von meiner Behinderung erfahren. Dies mündet nicht automatisch in Ablehnung, es ist jedoch immer eine neue Zuordnung zu erkennen, die Schubladen werden gewechselt.

Hin und wieder führt meine äußerliche „Normalität“ auch zu peinlichen Situationen, wenn im Laufe des Gespräches unbedacht und ungeniert behindertenfeindliche Bemerkungen fallen oder Positionen, die behinderte Menschen diskriminieren, falsch in meiner Anwesenheit vertreten werden. Ich setze mich in solchen Fällen erst allgemein mit diesen Äußerungen auseinander, ohne sie konkret auf mich persönlich zu beziehen. Entwickelt sich die Diskussion dann jedoch so, daß mein Gegenüber sich kundig darüber auszulassen beginnt und meint, mir erklären zu müssen, wie sich dieser oder jener Aspekt auf behinderte Menschen auswirkt, wie sie leben, empfinden – kurz mir fachmännisch von eben jenem Nichtbehinderten das Leben mit Behinderung und all seinen Problemen erläutert wird, dann ist der Zeitpunkt für mich gekommen, auf meine persönliche Kompetenz, meine Erfahrungen, mein authentisches Wissen hinzuweisen und nun deutlich meine Sichtweise der thematisierten Fragen darzulegen. Dies hat i.d.R. nicht nur ein beträchtliches Maß an Peinlichkeit und Verlegenheit unter den Beteiligten zur Folge, oft wird mir dann wohlmeinend

versichert, ich sei ja gar nicht „so eine“, so „richtig“ behindert – und folglich auch gar nicht gemeint. Auf diese Art vermeintlicher Komplimente verzichte ich allerdings gerne – und gerate dann um so heftiger in Streit mit diesen vorurteilsbeladenen, arroganten Schlaumeiern.

Für mich als Frau hat das Behindertsein im Zusammenhang mit dem Geschlechterverhältnis in der patriarchalen Gesellschaft noch eine wesentlich weitreichendere Bedeutung; diese vielfältigen und grundsätzlichen Aspekte möchte ich hier jedoch nicht weiter ausführen. Festzuhalten bleibt: wenn ich auf dem Label ‚Nichtbehinderte‘ reisen würde, wäre das Leben für mich mit meiner Umwelt oft einfacher. Will ich aber zu mir als behinderter Frau stehen, mache ich es mir oft schwer, muß ich mich mit Diskriminierungen auseinandersetzen. Also mich verleugnen (soweit dies möglich ist), um einen bequemerem Alltag zu haben? Oder wieder kämpfen, powern, mich mit Vorurteilen auseinandersetzen bis zur Erschöpfung und mein persönliches Leben ständig als Zwang zur politischen Debatte begreifen?

3. Arbeitsplatz Universität

3.1 Im Kollegium

Ich arbeite als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Studiengang Behindertenpädagogik und bin als einzige der dort Tätigen behindert, was im übrigen viele KollegInnen – siehe oben! – zwischendurch auch immer wieder vergessen. Dadurch bin ich in einer Doppelrolle präsent: gleichzeitig als „Objekt“ der fachlichen Auseinandersetzung, Lehre und Forschung sowie auch als agierendes Subjekt in diesem Fachgebiet. Meine Betroffenheit als selbst behinderte Frau empfinde ich für die Arbeit im Studiengang als zwar nicht allein mich qualifizierendes Kriterium, aber doch als zusätzliche Kompetenz. Ich weiß aus eigener Erfahrung – wenn natürlich auch nur in eingegrenztem Rahmen –, wovon ich in der Behindertenpädagogik rede, was Behindertsein im gesamten Lebenskontext bedeutet, wie mit behinderten Menschen umgegangen wird usw. ... Nicht alle KollegInnen sehen diesen Aspekt des „Doppelblicks“ als bedeutsam an, allerdings wird mir die fachliche Kompetenz für meine Arbeit auch nicht bestritten.

Aus anderen Gründen fällt es mir selbst dagegen schwer, auf mein Behindertsein im Arbeitszusammenhang hinzuweisen. Nicht nur, daß ich besonders ängstlich darauf achte, nur nicht zuviel krank zu sein, um meine Belastbarkeit zu beweisen – was wiederum oftmals zu einer Überforderung führt. Ich habe es auch entschieden

abgelehnt, z.B. im Zusammenhang der Verhandlungen über eine Vertragsverlängerung gelten zu lassen, daß das Abschließen der Arbeit im bisherigen Zeitraum möglicherweise auch aufgrund meiner Behinderung und deren Folgen für den Arbeitsalltag nicht geleistet werden konnte. Die Vorurteile, behinderte Menschen seien nicht leistungsfähig, oft krank und nicht wie andere voll beanspruchbar, habe ich so stark verinnerlicht, daß ich mich oft bis zur totalen Erschöpfung verausgabte, nur um das Gegenteil zu demonstrieren. Damit betreibe ich eine Überanpassung an starre und rigide Normen eines Leistungsdenkens, das ich ansonsten kritisiere und ablehne. Und dies, obwohl ich es doch wirklich erlebe, daß ich an manchen Tagen beispielsweise aufgrund starker Schmerzen nicht so fit und arbeitsfähig bin. Aber sind andere, nichtbehinderte KollegInnen das etwa nicht auch mal? Nur ich kann es wegen der befürchteten Bekräftigung von Vorurteilen und Klischeevorstellungen nicht zulassen, ich will keine „Rücksicht“ auf meine Behinderung, ich will höchstmögliche „Normalität“. Damit versuche ich, mich den Leistungsprinzipien und Normen einer Gesellschaft anzugleichen, die eben maximale Effektivität und Arbeitsintensität zum Maßstab erhebt, obwohl ich – politisch und öffentlich – genau dieses Grundverständnis einer rein output-orientierten Arbeitsorganisation ablehne, in dem nur verwertbare Ergebnisse zählen, und das Einbeziehen sozialer Aspekte und Rücksichtnahme auf Benachteiligte auch im Berufsalltag vehement fordere.

Andererseits lege ich allergrößten Wert darauf, auf meiner „Besonderheit“ als behinderter *Frau* zu bestehen. Ein wesentlicher Schwerpunkt meiner Forschungsarbeit und Lehrtätigkeit beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von Frausein und Behindertsein. Da die frauenspezifische oder gar feministische Auseinandersetzung mit Fragestellungen im Wissenschaftsbetrieb inzwischen zwar nicht mehr ganz so ungewöhnlich ist, und ich mich überdies in dieser inhaltlichen Ausrichtung auf die Unterstützung von engagierten Kolleginnen verlassen kann, werden mir hier zwar keine Steine mehr in den Weg gelegt, gleichwohl gelte ich sicherlich bei einigen Kollegen als die Exotin, die sich auf einem sehr spezifischen Randgebiet unseres Faches tummelt.

So schwanke ich auch hier ständig zwischen den Polen Wunsch nach „Normalität“ und Kampf um Akzeptanz und Anerkennung der Differenz – sowohl in Hinsicht der Betroffenheit als auch bezogen auf die Geschlechtsspezifika. Ich habe allerdings auch registriert, daß es mir wesentlich leichter fällt, mich auseinanderzusetzen, wenn es um politische, grundsätzliche Fragen geht – etwa um feministische Lehrinhalte oder den Stellenwert subjektiver Erfahrung. Betrifft ein Konflikt oder Argument dagegen konkret mich persönlich – zum Beispiel meine Arbeitsfähigkeit –, bekomme

ich prompt Probleme mit der offensiven Auseinandersetzung, Betroffenheit hin oder her.

3.2 Arbeit mit den Studierenden, ein Beispiel

Wenn im Wintersemester die neuen StudienanfängerInnen an die Universität kommen, ist es bei uns üblich, daß sich alle lehrenden KollegInnen im Rahmen einer Einführungsveranstaltung persönlich vorstellen und über ihre Schwerpunkte in Lehre und Forschung berichten. Ich habe diese Prozedur inzwischen schon einige Male mitgemacht und erlebe jedesmal das Gleiche. Es sind ca. 80 StudentInnen versammelt, ebenso die jeweiligen VeranstalterInnen, es hat zu Beginn einige Informationen gegeben – und es herrscht das übliche Gemurmel, Geraschel, Getuschel. Auch zu Beginn meines Auftritts. Während meiner persönlichen Vorstellung bleibt dies zunächst so, bis exakt zu dem Moment, als ich sage, ich sei selbst behindert. Schlagartig ist alles anders. Man könnte eine Stecknadel zu Boden fallen hören – und alle sehen mich plötzlich interessiert an, ja mustern mich sogar verstohlen, der „Defekt“ wird gesucht. Ich werde neu kategorisiert, beurteilt, angesehen. Bei den Studierenden habe ich allerdings den Eindruck, daß sie mir mit dem Behindertsein auch spontan eine besondere Kompetenz zugestehen, ich scheine nicht nur in die Rubrik der vergeistigten TheoretikerInnen im Wissenschaftsbetrieb eingeordnet zu werden. Reine Neugier über eine „echte Behinderte“ in der Veranstaltung kann jedenfalls nicht die Ursache dieses inzwischen empirisch erhärteten Effekts sein, haben doch die meisten Studierenden unseres Fachs persönlich praktische Erfahrungen mit behinderten Menschen. Darüber hinaus habe ich bei Studentinnen oft den Eindruck gehabt, daß sie geradezu Erleichterung empfinden, mich in meiner Rolle und Funktion – und auch mit meinen frauenspezifischen Inhalten – zu erleben: ich habe es offenbar trotz meines Behindertseins zu etwas gebracht, zumindest diese Stelle geschafft.

Mein Behindertsein ist für die Studierenden also wichtig und wird ernst genommen. Allerdings auch nur bis zu einer gewissen Grenze. Komme ich zu meinen Arbeitsschwerpunkten, also auch den geschlechtsspezifischen oder feministischen Inhalten, zeigt sich deutlich Skepsis. Dies ist ja nun nicht gerade die „richtige“ Wissenschaft. ‚Kann sie vielleicht doch nicht angemessen lehren und forschen, ist dies nicht doch nur ein Überstrapazieren der selbstreflektierenden Betroffenheit ...? Ist die ‚Frauenfrage‘ denn eigentlich nicht nur ein kleiner Nebenaspekt im Gesamtkontext der Behindertenpädagogik?‘ Ich kann in den letzten Jahren auch deutlich feststellen, daß unter den Studentinnen das Interesse an geschlechtsspezifischen Fragestellungen nachgelassen hat. Und gar feministische Denkansätze haben nicht mehr

die Faszination und das Interesse wie noch in den 80er Jahren. Ebenso kann von einem geschärften Blick auf die Geschlechterdifferenz oder von auch nur einem Hauch von Problembewußtsein bei den Frauen der nachgewachsenen Generationen leider nur noch in Ausnahmefällen die Rede sein ... Und so komme ich zum Teil auch in der Wahrnehmung der StudentInnenschaft in die Rolle der Exotin – was sich in den Lehrveranstaltungen jedoch – so hoffe ich wenigstens – wieder relativieren läßt!

4. Eigene Forschungsarbeit

So widersprüchlich und kompliziert sich für mich mein Umgang mit der eigenen Betroffenheit in den bisher geschilderten Bereichen gestaltet, so eindeutig und klar ist meine Position hier in Bezug auf meine Forschungsarbeit. Es ist kein Zufall, daß ich mich mit den Lebensverläufen behinderter Frauen befasse, und ich stehe dazu, ja, ich halte es sogar für sinnvoll, konstruktiv und für die Arbeit förderlich, daß meine Fragestellung ein Thema aufgreift, das mich ganz persönlich betrifft und sich auf eigene Erfahrungen bezieht. Mein Betroffensein hat mich zu meinem Thema geführt. Womöglich wäre mir sonst auch gar nicht unbedingt aufgefallen, daß in dem wissenschaftlichen Diskurs der Behindertenpädagogik eine Auseinandersetzung speziell mit den Lebensbedingungen behinderter Frauen nach wie vor ein Schattendasein fristet.

Auch wenn seit dem Erscheinen der provozierenden Postulate zur Frauenforschung von Maria Mies (1978) viel Zeit vergangen ist und vehement darüber gestritten wurde, die Forderungen nach bewußter Parteilichkeit, Subjektivität und der Sicht von unten habe ich mir zu eigen gemacht. Ich will über die Lebenssituation behinderter Frauen forschen, weil dies bisher – nicht untypisch für den traditionell männlich geprägten Wissenschaftsbetrieb – ein vernachlässigter Bereich ist, weil ich aus eigenem Erleben und aus theoretischer Reflektion des Geschlechterverhältnisses weiß, daß die geschlechtsspezifische Differenzierung weitreichende Konsequenzen für behinderte Frauen hat, weil ich die Bearbeitung genau dieser Aspekte wichtig finde und weil es mich auch in bezug auf meine persönliche Lebensgeschichte interessiert.

In der empirischen Praxis meiner Arbeit hat es sich als unschätzbare Vorteil erwiesen, daß ich selbst behindert, „betroffen“ bin. Meine Erfahrungen ermöglichen mir die notwendige Empathie, Sensibilität und das Verständnis, um in den Interviews mit den von mir befragten Frauen eine Umgangsform zu entwickeln, die bei dieser heiklen, oft bedrückenden Thematik den Frauen gerecht wird. Sie sollen für mich

nicht bloße Informationslieferantinnen sein, die meine Thesen überprüfbar machen, ich will sie als Expertinnen ihrer Geschichte ansehen und sie auch zu Subjekten in meiner Forschungsarbeit machen. Da meine Interviewpartnerinnen mich selbst als behinderte Frau erleben, gibt es eine gemeinsame Erfahrungsgrundlage, wir sind beide Spezialistinnen zum Thema. Diese Ausgangskonstellation half nicht nur Vorbehalte gegenüber einer Beteiligung an wissenschaftlichen Interviews abbauen, sie schaffte auch die notwendige Vertrauensgrundlage. Ich bin mir absolut sicher, daß etliche meiner Interviewpartnerinnen nichtbehinderten Forschenden – und erst recht männlichen – kein Interview gegeben hätten. Dieser Vertrauensvorschuß ist für mich allerdings kein taktisches Kalkül, das ich nun unbesehen und forsch für meine Arbeit ausnutze, sondern ernsthafte Verpflichtung, mit dem empirischen Material überaus fair und sorgfältig umzugehen.

So war meine Betroffenheit für meine Forschungsarbeit in zweierlei Hinsicht von entscheidender Bedeutung: für mich war sie der Schlüssel zu meiner Themenfindung und eröffnete mir auch den Zugang zu meinen Interviewpartnerinnen. Gleichzeitig ist für mich das ernsthafte Einbeziehen von Betroffenheit ein wichtiges methodisches Element in qualitativen Forschungskontexten. Wenn ich von „Betroffenheit“ rede – soviel dürfte in der Zwischenzeit deutlich geworden sein – meine ich allerdings nicht ein zeitweise in den Sozialwissenschaften modisch gewordenes „Berührtsein“ mit anschließenden politischen Forderungen zur Lebensverbesserung bestimmter, soeben erforschter Bevölkerungsgruppen, sondern ich meine die Tatsache, daß ich behindert bin. Ich arbeite als behinderte Frau, als selbst Betroffene über die Lebensbedingungen, die uns im Rahmen der gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen sowie ihrer politischen und sozialen Zuordnung und Umsetzung gemeinsam betreffen. Ausgehend von persönlichem Erleben will ich versuchen, ein Stück der Vielfalt und Vielschichtigkeit von Erfahrungen und Perspektiven anderer betroffener Frauen kennenzulernen und zu reflektieren.

5. Wissenschaftlicher Diskurs unter ExpertInnen

An der Universität war ich an einer Diskussionsgruppe mit Kolleginnen und Kollegen beteiligt, die alle mit biographischer Forschung und der Anwendung qualitativer Verfahren beschäftigt waren. Wir nutzten in diesem Kreis die Gelegenheit, uns auszutauschen, unsere Arbeitserfahrungen und -ergebnisse zu diskutieren und zu problematisieren.

Auch ich stellte mein Arbeitsvorhaben vor, erläuterte mein methodisches Verständnis und Vorgehen und berichtete von der praktischen Arbeit. Getragen von der Sicherheit aus meiner Beteiligung an der jahrelangen Debatte über Frauenforschung und deren Prinzipien und auch in der Überzeugung von der Richtigkeit und besonderen Qualität meines Ansatzes schilderte ich frohgemut meine leitenden methodischen Grundsätze und die bestimmenden Kriterien meiner Arbeitsweise. Ich fühlte mich aufgehoben und sicher in dieser Gruppe, die die Methodenkritik in den Sozialwissenschaften vom Standpunkt engagierter qualitativer ForscherInnen vertrat, hier auch die traditionelle Subjekt-Objekt-Beziehung klassischer empirischer Verfahren in Frage stellte und im Zusammenhang der Diskussion über die Biographieforschung und ihrer Aussagefähigkeit (als vermeintlich nicht-valide Einzelfallkenntnis) sich ständig mit dem Stellenwert und der Bedeutung von Subjektivität auseinandersetzen mußte. Um so überraschender verlief für mich der folgende Diskurs. Ich hatte zunächst notwendigerweise mein Behindertsein offenbart und spürte nun auch hier deutliche Befangenheit. Dies ist keine neue Erfahrung für mich und mir durchaus verständlich. Um so weniger nachvollziehbar war dann allerdings, wie unsensibel und teilweise im Ausdruck sogar diskriminierend in der Folge über Behindertsein und behinderte Menschen geredet wurde. Die Diskussion über methodische Probleme überlagerte jedes Feingefühl zum Thema, ließ auch jede Zurückhaltung mir als Betroffener gegenüber vermissen und bestätigte mich darin, welch' große Bedeutung Betroffenheit und damit einem sensiblen Umgang mit dem Gegenüber im Forschungsprozeß beizumessen ist. Ich will den KollegInnen gar keine Böswilligkeit unterstellen, wahrscheinlich bemerkten sie ihre kränkenden Formulierungen selbst nicht einmal. Allerdings lieferten sie mir eine beeindruckende Demonstration der unterschiedlichen Einschätzungen und Umgehensweise mit einer Problematik als Forschungssubjekte (=Nichtbetroffene, Forschende) gegenüber Forschungsobjekten (=Betroffene, hier behinderte Frauen). Auch wenn nach dem Forschungsverständnis dieses Kreises das subjektive Erleben, die individuellen Erfahrungen und Sichtweisen einzelner in der empirischen Arbeit von zentraler Bedeutung sind, wird hier nun doch fein säuberlich unterschieden: die Lebensgeschichte der Forschenden selbst, *ihr* subjektiver Erfahrungshintergrund und damit der Zugang zum Forschungsgegenstand sollten unberücksichtigt bleiben.

So kreiste die inhaltliche Auseinandersetzung um den Aspekt meiner Betroffenheit. Ganz im traditionellen Wissenschaftsverständnis wurde geargöhnt, daß mir die nötige Distanz fehlen könnte, was methodisch problematisch sei. Andere Kollegen meinten, daß mein persönliches Behindertsein für Außenstehende bzw. für die

wissenschaftliche Diskussion meiner Ergebnisse doch gar nicht von Interesse sei. Die subjektive Sichtweise wurde plötzlich eher als Schwäche denn als Vorteil für den empirischen Gehalt von Aussagen begriffen. Die Inhalte der jahrelangen Arbeit und die Ergebnisse aus der Frauenforschung, ihr grundlegend anderer Ansatz schienen schon gar nicht (mehr?) bekannt zu sein. Große Sorge bereitete auch die Befürchtung, ein solcher Ansatz, ein solches Wissenschaftsverständnis könne dazu führen, daß nur noch Betroffene über die sie betreffenden Themen forschen dürften – eine maßlose Überzeichnung des von mir als sinnvoll erachteten Vorgehens, einmal völlig von der Frage abgesehen, wer dann letztlich darüber zu befinden hätte. Steckte hier vielleicht die Sorge dahinter, das Forschungsinteresse der KollegInnen und ihre Zuständigkeit oder ihr Interesse für ihre jeweiligen Themen und Arbeitszusammenhänge könnte kritisch hinterfragt werden?

Unstrittig ist in dieser Arbeitsgruppe der Standpunkt, daß ein Forschungsverhältnis möglichst wenig hierarchisch aufgebaut sein soll und ein solides Vertrauensverhältnis Grundlage beispielsweise für ein Interview ist. Dies muß in der Regel sorgsam in der Vorbereitungsphase der empirischen Arbeit aufgebaut werden. Eine bereits vorhandene gemeinsame Ebene, wie etwa die gleicher „Betroffenheit“, wird jedoch nicht akzeptiert oder zumindest als bedenklich bewertet.

Ich habe in der Diskussion versucht, mein Konzept zu vertreten und überzeugend zu begründen und wurde mit einer Fülle wohlmeinender Ratschläge bedacht. Was mich im übrigen nicht überraschte, war die Tatsache, daß die anwesenden Kolleginnen sehr aufgeschlossen meinem Vorgehen und Prinzipien gegenüber waren. Die erfahreneren, in der Gruppe mit deutlichem Ansehensvorsprung ausgewiesenen, in der Mehrzahl männlichen Kollegen warnten mich dagegen und hielten mir jede Menge Beispiele von Forschungsprojekten vor – internationaler Herkunft und aus jeder wichtigen Epoche –, wo genau diese Fragestellungen schon längst erörtert und verworfen worden seien. Ich empfand in dieser Auseinandersetzung spontan Verunsicherung, sagten mir hier doch kompetente Fachleute, kundige Hochschullehrer mit viel, viel mehr Wissen und Erfahrung, als ich sie besaß, wo überall ernstzunehmende Probleme lauerten. Ich mußte mich im Anschluß an dieses Treffen sehr bewußt und konzentriert an mein Grundverständnis feministischer Wissenschaft erinnern, um mein Vorgehen, das reflektierte eigene Erfahrung als *Wissen* begreift, jetzt nicht ängstlich zu verwerfen.

Es bleibt im Ergebnis festzuhalten, daß auch im Kreise dieser ExpertInnenrunde Betroffenheit im Forschungsprozeß eher als Störfaktor gesehen wurde – warum auch immer. Mein eigenes Betroffensein als Beteiligte irritierte auch in der wissenschaft-

liche Debatte, allerdings nur für kurze Zeit. Sobald die wichtigen Dinge – wie methodische Prinzipien – die Auseinandersetzung bestimmten, ließ es sich wieder locker und unbefangen über die Forschungsobjekte parlieren, auch wenn ein solches dabeisaß. Ich fühlte mich in die Defensive gedrängt und war ehrlich erstaunt, daß meine – für mich so deutlich sinnvollen Erfahrungen – nicht auf die erhoffte Resonanz stießen. Geärgert habe ich mich zudem über mich selbst, weil ich mich von den wissenschaftlichen (und männlichen) Autoritäten verunsichern ließ. Doch soviel ist klar: in der Universität, in Forschungszusammenhängen muß diskutiert werden. Also: streiten wir uns, auch wenn es mühsam ist!

6. Was bleibt? / Fazit

Ich habe anhand einzelner Bereiche und Beispiele aus meinem Lebensalltag deutlich zu machen versucht, worin mein Dilemma besteht: als Frau mit (nicht sichtbarer bzw. nicht so „schlimmer“) Behinderung fällt die Zuordnung für mich und andere schwer, dies gilt sowohl für Behinderte wie für Nichtbehinderte – und auch für mich selbst. Von anderen werde ich immer in bestimmten Funktionen wahrgenommen, beispielsweise als Schwiegertochter, Lehrende, Wissenschaftlerin oder Gleichbetroffene, und entsprechend wird mein Behindertsein bewertet und eingeordnet. Das empfinde ich nicht nur deshalb als lästig und unangemessen, weil ich als Gesamtperson mehr bin als dieser eine Aspekt meines Ichseins, sondern auch, weil ich so gezwungen bin, mit meinem Behindertsein ständig zu jonglieren, ja es womöglich unterschiedlich zu instrumentalisieren. Je nach Konstellation ist es von Vorteil oder von Nachteil, entweder ich muß die Gemeinsamkeit betonen oder um Akzeptanz der Nichtbehinderten ringen. Dabei ist darauf zu achten, daß bei allem Kampf um berechnigte Forderungen für behinderte Menschen oder um Wahrnehmung auch spezifischer Kompetenzen von Betroffenen auch meine anderen Qualifikationen und Persönlichkeitsanteile zur Geltung kommen, ich eben auch nicht auf jenes eine Kriterium reduziert werde.

Dieser ständige Eiertanz zwischen den beiden Polen und der Zwang zur eigenen Aufspaltung macht mir selbst das Annehmen meiner doch gar nicht so ungewöhnlichen Situation¹ immer wieder schwer. Wie soll ich bei der zerstückelten Wahrnehmung meiner Person und der unterschiedlichen Beurteilung der jeweiligen Aspekte beispielsweise meiner Qualifikation es selbst schaffen, mich selbstbewußt und souverän als behinderte, aber gleichwertige, ernst zu nehmende Frau und Kollegin zu

begreifen und offensiv dazu zu stehen? Wie soll ich es lernen, Stärke zu entwickeln, wenn ich zwar sehr wohl die Benachteiligungen behinderter Frauen in Theorie und Praxis analysieren und auch darüber arbeiten kann, es mir aber nicht gelingt, die theoretischen Erkenntnisse konkret praktisch umzusetzen, wenn es um mich selbst geht?

Ich habe aus der Frauenbewegung und der Diskussion der Frauenforschung gelernt, daß vor dem Hintergrund der patriarchalen Gesellschaftsstruktur und seiner Wissenschaftstradition neue Arbeitsformen und Sichtweisen zu entwickeln sind. Wir Frauen müssen uns als Subjekte ernstnehmen, unsere individuellen Erfahrungen einbringen und kritisch reflektieren und damit die Lücke des weiblichen Lebensraums zum Beispiel in der Forschung – in Theorie und Praxis – schließen. Daraus lassen sich natürlich Aussagen über Machtstrukturen und gesellschaftliche Normen ableiten, die in politische Forderungen münden. Dabei dürfen Unterschiede allerdings nicht übersehen werden und müssen in theoretische Konzepte einfließen.

Ich habe aus der Behindertenbewegung gelernt, daß wir Behinderte uns nicht von den sogenannten Experten fremdbestimmen lassen sollen, daß wir selber am besten wissen, was wir können, wollen und was gut für uns ist. Es gilt, sich nicht den Normen weitmöglichst anzunähern, sondern sich kritisch mit der nur an Leistung und Funktionalität ausgerichteten „Normalität“ auseinanderzusetzen, in der Schwächere oder „Andere“ keinen Platz haben. Wir müssen für ein anderes Verständnis von Werten kämpfen.

Ich habe also genug gute Gründe für meine Forderung, Betroffensein als Qualifikation zu akzeptieren. Allerdings fällt das Vetreten dieses Prinzips in der Rolle einer Frau aus einer stigmatisierten Gruppe reichlich schwer. In aktueller Zeit, in der die Diskriminierungen und sogar tätlichen Übergriffe auf behinderte Menschen wieder zunehmen, wird es um so schwieriger, in die Offensive zu gehen. Auch die wirtschaftliche Krise mit ihren Auswirkungen auf dem Arbeitsmarkt, dem verschärften Konkurrenzdruck und dem Anziehen der Leistungsanforderungen fördern eher das Abgrenzen als das solidarische Handeln.

So groß die Verlockung also gerade heutzutage auch sein mag, mich als Nichtbehinderte im Alltag womöglich durchzumogeln, so wichtig und notwendig ist andererseits gerade jetzt auch die offensive, kämpferische Auseinandersetzung. Dies gilt auf der politischen Bühne ebenso wie für mich im privaten Lebensbereich! Also: wir sind verschieden – nehmt es zur Kenntnis, und ich verlange: akzeptiert es! Ich bestehe darauf: ich will die Gleichheit *und* das Respektieren der Differenz.

Anmerkung

(1) Nach Berechnungen der WHO sind im Durchschnitt 10% der Bevölkerung behindert, auch in der BRD.

Literatur

Mies, Maria (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 1, S. 41-63.